

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 19: Kleine Maestro-Galerie (II)

Es war so etwas wie ein schicksalhafter Moment. Im Juni 1990 gastierte das Gewandhausorchester Leipzig unter seinem Chef Kurt Masur in Zürich. Knapp ein halbes Jahr zuvor war Masur aus ganz anderen Gründen in die internationale Aufmerksamkeit geraten. Er war eine der Leitfiguren jener Demonstrationen in Leipzig, die zum Mauerfall und zum Ende der DDR führen sollten. Der Dirigent war sogar eine Zeitlang als Staatspräsident Ostdeutschlands in dieser Übergangsphase im Gespräch. Das war ihm zu verwegen: „Ich bin eigentlich nicht ein politischer Mensch, sondern einer, der versucht, jene humanistischen Botschaften zu übermitteln, die in der Musik liegen“. Das sagte er mir im kleinen Künstlerkammerchen der Tonhalle. Und fügte an: „Die Menschen suchen die Verbindung, die Gemeinschaft – und was wollen wir Musiker mit unserer Kunst denn anderes?“

Kaum ein Maestro taktiert so wohlgeformt ästhetisch wie Lorin Maazel – ein optischer Genuss. Und so fragte ich ihn keck, wie weit er bei seinen Auftritten nach vorn zu den Musikern und nach hinten zum Publikum zu wirken suche. Ich zitierte das Wort vom Dirigenten als Musikdarsteller. Maazel gab sich bemerkenswert offen. Ja, es sei wahr, er sei sich der Ausstrahlung seiner Gesten zu den Menschen im Saal durchaus bewusst. Das sei nun einmal ein Teil des Konzertes, Hören und Sehen. Da er so unbefangen argumentierte, schob ich gleich eine zweite heikle Frage nach: ob er, der immer auswendig dirigiere, jede Partitur bis auf die letzte Note gleich niederschreiben könne? Er überlegte und fand dann eine schlaue Zwischenlösung: „Vielleicht nicht sofort, aber wenn Sie mich für ein paar Stunden oder gar ein paar Tage einschliessen, dürfte es schon klappen.“

Mit Christoph von Dohnanyi war ich im Baur au Lac verabredet, in jenem Hotel, wo er während seines Zürcher Aufenthaltes residierte. Eine sehr vornehme Stätte – als wir uns zum Mittagessen im feudalen Restaurant niedersetzen wollten, runzelte der Chef de service die Stirn. Der Musiker ohne Krawatte! Der Journalist im offenen Hemd! Und so wurden wir in eine ziemlich dunkle Ecke abseits der tadelnden Bankiers und Businessleute verbannt. Was immerhin den Vorteil hatte, dass wir uns bei der angeregten Unterhaltung – Dohnanyi liess seine ungarischen Vorfahren kaum ganz vergessen – nicht allzu sehr zusammenreissen und in piano-Regionen zurückfahren mussten.

1988 war Riccardo Chailly zum Chef des Concertgebouw-Orchesters berufen worden. Als ich ihn kurz darauf traf, fragte ich ihn, ob er wisse, dass jener Mann, der das Amsterdamer Eliteensemble ein halbes Jahrhundert lang, von 1895 bis 1945, geführt und zum Weltruhm befördert hatte, ausgerechnet in Luzern begraben liege: Willem Mengelberg. Chailly war sogleich neugierig, sich die letzte Ruhestätte seines legendären Vorgängers anzuschauen. Wir riefen ein Taxi und fuhren ins Friedental. Ich führte den Maestro zu jener bescheidenen Grabstätte, wo der legendäre Dirigent und engagierte Mahler-Freund an der Seite seiner Gattin Mathilde bestattet ist. Das war damals 1951 so etwas wie eine Rückkehr zu den Wurzeln gewesen. Denn Mengelbergs erste Stelle war jene eines Musikdirektors in Luzern zwischen 1892 und 1895...

Mario Gerteis